

«Sinnloses Abbrechen von Häusern stoppen»

Eine 10-Millionen-Schweiz funktioniere nicht ohne guten Städtebau, sagt Vittorio Lampugnani im Gespräch mit Irène Troxler. Mit Gleichgesinnten hat der Architekt ein Manifest gegen das hässliche Wuchern der Agglomerationen verfasst



Der Richtiplatz in Wallisellen, das Quartier wurde von Vittorio Lampugnani geplant.

KARIN HOFER / NZZ

Herr Lampugnani, alles spricht von der 10-Millionen-Schweiz. Für viele ist das eine Horrorvorstellung. Aber für Architekten und Stadtplaner verspricht das Bevölkerungswachstum interessante Arbeit. Herrscht bei Ihnen Freude oder Sorge vor? Ich würde sagen, Vorsicht und ein wenig Skepsis. Wachstum per se ist ja nicht etwas Positives. Die Frage, wie viele Menschen und Neubauten die Schweizer Städte und Landschaften aufnehmen können, ist legitim. Aus meiner Sicht kann durchaus weiter verdichtet werden. Nur muss das Wachstum in die richtigen Bahnen geleitet werden.

In einem kürzlich publizierten Manifest kritisieren Sie mit dem Immobilienunternehmer Balz Halter und renommierten Architekten und Stadtplanern die verfehlte Raumplanung der Schweiz.



Vittorio Lampugnani
Architekt

Sie fördere die Zersiedelung und die Wohnungsknappheit. Was läuft falsch? Raumplanung und Städtebau haben nicht die Priorität, die sie verdienen. Wir wollen ihre Dringlichkeit in Erinnerung rufen. Und eine breite und kompetente Debatte darüber führen. Der Städtebau muss wieder die Bedeutung erhalten, die er einst hatte.

Weshalb ging die Bedeutung des Städtebaus verloren?

Das hat mit der Individualisierung unserer Gesellschaft zu tun. Bauen steht immer im Spannungsfeld zwischen Privatheit und Gemeinschaft. Schon im antiken Rom mussten «magistri viarum» darauf schauen, dass Private nicht eigenmächtig Teile des öffentlichen Raumes okkupierten. Die Frage des öffentlichen Interesses, die sich in der Stadtplanung niederschlägt, sollte wieder stärker in den Fokus genommen werden. Wir denken immer an unsere Wohnungen und vergessen gern, dass sie nur dann attraktiv sind, wenn es auch die Strassen, Plätze und Gärten sind, auf die sie schauen.

Sie haben in diversen Ländern geplant, gebaut und unterrichtet. Frankreich zum

Beispiel hat eine völlig andere Tradition im Städtebau. Müsste die Schweiz mehr ins Ausland schauen?

Die Schweiz verfügt über eine hervorragende Planungskultur. Aber sie ist zu schüchtern, wenn es darum geht, grosse Visionen für ihre Städte zu entwickeln. Zuletzt hat sie es mit dem Wettbewerb Gross-Zürich getan, und das war 1915.

In der Nachkriegszeit fehlten in der Schweiz enorm viele Wohnungen. Damals setzte ein nie da gewesener Bauboom ein. Warum geschieht das jetzt nicht?

Ich bin nicht überzeugt, dass heute tatsächlich so viel gebaut werden muss, wie gern behauptet wird. Es gibt in den Städten noch viele Flächen, die sich besser nutzen und bewirtschaften liessen. Dann müsste man weniger neu bauen, was übrigens auch für unsere Umwelt besser wäre.

Wie meinen Sie das konkret?

Aufgelassene Fabrikräume, Lagerhallen und ungenutzte Büros können zu Wohnungen umgebaut werden, was ja bereits hier und dort geschieht. Wenn ein Gebäude nicht mehr gebraucht werden kann, heisst das noch lange nicht, dass man es abreissen und daneben neu bauen muss. Von dieser Idee müssen wir uns verabschieden. Und gewitzter nach kreativen Lösungen suchen.

Was ist mit den vielen riesigen Wohnungen, in denen bloss ein einziger Mensch wohnt? Kann man das ändern?

Kaum von heute auf morgen. Aber dass wir umdenken müssen, hat sich herumgesprochen. Die Vorstellung, dass jeder von uns doppelt so viel Raum beanspruchen darf wie vor vierzig Jahren, ist nicht haltbar. Genauso wenig wie die Idee, dass jeder, der es sich finanziell leisten kann, zwei bis drei Wohnungen hat, die fast das ganze Jahr über leer stehen. Wir müssen dringend sparsamer mit dem gebauten Raum umgehen.

Was ist Ihr Rezept für gute Stadtplanung?

Rezepte habe ich leider keine. Es kommt auf den Ort an. Sprechen wir von einer historisch gewachsenen Stadt oder von einer Agglomeration? In der Stadt geht es um gute Bewirtschaftung dessen, was vorhanden ist, und um sorgfältiges, respektvolles Weiterbauen.

Haben Sie ein schlechtes Beispiel vor Augen?

«Wir denken immer an unsere Wohnungen und vergessen, dass sie nur dann attraktiv sind, wenn es auch die Plätze und Strassen sind, auf die sie schauen.»

Architekt und Hochschullehrer

tox. · Vittorio Magnago Lampugnani war von 1994 bis 2016 ordentlicher Professor für Geschichte des Städtebaus an der ETH Zürich. Er leitete zuvor die Mailänder Zeitschrift «Domus» und das Deutsche Architekturmuseum in Frankfurt am Main. Stets war er als Architekt tätig und führt weiterhin ein Büro an der Zürcher Röntgenstrasse.

Ich hätte Zürich ein besseres Quartier gewünscht als das, was um die Pflingweidstrasse in Zürich West entwickelt wurde. Das ist nicht die Stadt der Zukunft.

Und in der Agglomeration? Dort ist eine klare städtebauliche Setzung noch viel dringender.

Sie haben das Richti-Quartier in Wallisellen geplant. Wie?

Indem wir ein Stück kompakter, moderat dichter Stadt nach Wallisellen transplantiert haben: fünfgeschossige Baukörper, die grosse, grüne Innenhöfe bilden. Zu Beginn gefiel das nicht jedem, man fand das zu urban und zu dicht in einer Umgebung, die Einfamilienhäuser gewohnt war.

Wie erreicht man, dass die Leute gern in einem neuen Agglomerationsquartier wohnen? Sie möchten ja, wie in der Innenstadt, ein Café um die Ecke, einen Lebensmittelladen und generell ein lebendiges Quartier.

Ja, und genau das muss man ihnen anbieten. Man schwärmt heute von der 10-Minuten-Stadt, in der man den Kindergarten, den Lebensmittelladen, Cafés, Restaurants und Spielplätze zu Fuss erreicht. Warum sollte die Agglomeration das nicht auch ermöglichen, warum sollte sie grundsätzlich anders, schlechter als die Innenstadt sein? Man muss genügend Dichte erzeugen, damit die Läden Kundenschaft haben. Und man muss die Stadträume und die Architektur entsprechend planen. Gerade im Zeitalter des Home-Office kann man auch in der Agglomeration keine Schlafstädte gebrauchen. Die Menschen verlangen nach einem lebenswerten Umfeld.

Hat es geklappt auf dem Richti-Areal?

Ich bin natürlich voreingenommen, aber ich glaube, die Menschen sind gern dort. Das Schönste ist, wenn ich Walliseller sagen höre: «Jetzt gehen wir auf den Richtiplatz zum Kaffeetrinken!»

Wieso haben Sie das Manifest gerade jetzt publiziert?

Die Lage auf dem Wohnungsmarkt schmerzt die Menschen und macht sie aufmerksam auf die dahinterliegenden Probleme. Balz Halter und ich sind schon lange der Auffassung, dass Städtebau einen Mehrwert schafft, der so gut wie nichts kostet, der aber allen zugutekommt. Den Bewohnern, aber auch denjenigen, die investieren. Das Richti-Quartier konnten wir nur realisieren, weil das ganze Grundstück einem Entwickler gehörte und er den Mut hatte, alles auf einen Schlag zu planen und zu realisieren. Und eigentlich ist das Richti zu klein, um die kritische Masse eines echten Quartiers zu erreichen. Guten Städtebau muss man über die Eigentumsgrößen hinweg entwickeln.

Das ist ein Tabu...

Ja, die Leute denken, ihr Privateigentum würde eingeschränkt. Das Gegenteil ist der Fall. Max Frisch erkannte es bereits in den fünfziger Jahren: Die letzte Chance individueller Freiheit, die uns verbleibt, ist in der Planung.

Freiheit wozu?

So zu bauen, wie man möchte, und dabei die Gewissheit zu haben, dass man zusammen mit seinen Nachbarn etwas Positives zum städtischen Gesamtkontext beiträgt. Daraus ergeben sich Synergien, was sich auch monetär auswirkt. Guter Städtebau ist eine Win-win-Situation. Der grösste Fehler ist zu denken, dass man gute Städte bauen kann, indem man einfach schöne Häuser baut. Es braucht mehr: das, was die Häuser zusammenhält.

Viele Bauprojekte werden auf dem Rechtsweg bekämpft. Das Schreiben von Einsprachen ist fast schon ein Volkssport in der Schweiz. Würde eine bessere Planung da helfen?

Der Blick auf das grosse Ganze kann auch die neidischsten und gierigsten

Nachbarn besänftigen und zu etwas Gemeinsinn verführen.

Sie fordern im Manifest eine Balance zwischen Partizipation und Leadership. Partizipation ist ein Riesentrend geworden. Übertreiben wir es damit?

Partizipation ist wichtig, wenn es darum geht, die Anforderungen an eine Planung festzulegen. Aber jedes neue Stück Stadt sollte einen Autor oder eine Autorin haben. Man muss jemandem, dem man es zutraut und dem man vertraut, die Freiheit geben, die eigenen Ideen umzusetzen. Geschieht das nicht, werden unsere urbanen Strukturen belanglos. Die interessanten Städte sind alle im Kopf eines Architekten oder Ingenieurs entstanden. Das macht die Kraft, die Unverwechselbarkeit und die Schönheit einer Stadt aus, ob es das Paris von Napoleon III. und Georges-Eugène Haussmann ist, das Barcelona von Ildefonso Cerdà, das Amsterdam-Süd von Hendrik Petrus Berlage oder das Le Havre von Auguste Perret und seinen Schülern.

Das Immobilienberatungsunternehmen Wüest Partner prognostiziert, dass sich das Wachstum in ländliche Regionen in der Westschweiz und in den Aargau verlagern wird. Die einzige urbane Region, die stark wachsen soll, ist das Zürcher Glattal. Ist es sinnvoll, dass ländliche Regionen wachsen?

Natürlich haben auch kleine Orte Potenzial, nicht selten sogar grosses. In der Perspektive einer wachsenden Schweiz sollte man schauen, dass sie ebenfalls gestärkt werden, damit nicht alles auf Zürich oder Genf fällt. Wenn es gelänge, den Schweizer Raum dezentraler zu organisieren, könnte man viele Probleme lösen oder mildern, beispielsweise die absurde Pendelei.

Die Wohnungen dort bauen, wo die Arbeitsplätze sind?

Ja, und dort Arbeitsplätze schaffen, wo es guten und erschwinglichen Wohnraum gibt.

Ihr Manifest haben über tausend Personen unterzeichnet, unter ihnen viele bekannte Persönlichkeiten. Aber wird es auch an den richtigen Stellen gehört?

Wir hoffen das. Und wir hoffen, dass ein breiter, produktiver Diskurs in Gang kommt. Die Zeit ist reif, denn wir können nicht weitermachen wie bisher. Wenn wir die Umweltbedrohung, die das Bauen darstellt, ernst nehmen, reicht es nicht, mit Holz zu bauen und Fassaden zu begrünen. Wir müssen die Zwangsmobilität überflüssig machen, die sinnlosen Abbrüche brauchbarer Bausubstanz stoppen, dem exzessiven Landschaftsverbrauch Einhalt gebieten. Wir müssen Städtebau betreiben.

ANZEIGE

«Das Leben lässt sich nicht kontrollieren. Aber gestalten. Mit Selbstbestimmung.»

